

GEIST & LEBEN

Zeitschrift für christliche Spiritualität

Heft 1 | Januar–März 2023

Nachfolge

Miteinander beten

Felix Körner SJ

Kirche

Die Versuchung zur Macht

Philipp Müller

Junge Theologie

Ekstatische Gotteserfahrung?

Marion Ranke

Reflexion

Zugänge zum Heiligen

Andrea Riedl

Edith Stein und Dionysius Areopagita

Tonke Dennebaum

Lektüre

Podcasts ignatianischer Spiritualität

Michael Rosenberger

Inhalt

Heft 1 | Januar–März 2023

Jahrgang 96 | Nr. 506

Notiz

- 3 Zeitalter ohne Gottesglaube?
Edith Kürpick FMJ

Nachfolge

- 6 Gemeinsames Leben – angesichts des Todes. Der Tegeler Gefängnisgeistliche Harald Poelchau
Peter Steinbach
- 16 Arte contemplativa. Die Ikonographie Josua Boesch's (1922–2012)
Simon Peng-Keller
- 22 Miteinander beten. Momente, in denen wir bezeugen, dass Gott in unserem Leben wirkt
Felix Körner SJ
- 31 Unter einem Dach. Leben und Beten in einer multireligiösen Gemeinschaft
Martin Kopp

Nachfolge | Kirche

- 39 Die Versuchung zur Macht
Philipp Müller
- 48 Macht und Dienst. Von der Kraft einer schwachen Seelsorge
Georg Lauscher

- 57 Missbrauch von und in Seelsorge
Patrick Oetterer / Hannah A. Schulz

- 65 Die Mitte der Zerbrechlichkeit. Die „Glasmonstranz“ des Klosters Sießen
Jens Brückner

Nachfolge | Junge Theologie

- 69 Ekstatische Gotteserfahrung? Gedanken zur göttlichen Inspiration
Marion Ranke

Reflexion

- 74 Zwischen Auflehnung und trauriger Skepsis. Glaube angesichts von Protest-Atheismus und melancholischem Agnostizismus
Benedikt Rediker
- 83 Zugänge zum Heiligen. 1622–2022
Andrea Riedl
- 91 Von Gott reden wie die Propheten. Edith Stein und Dionysius Areopagita
Tonke Dennebaum

Lektüre

- 102 Der Glaube kommt vom Hören. Podcasts ignatianischer Spiritualität
Michael Rosenberger
- 109 Buchbesprechung

Impressum

GEIST & LEBEN – Zeitschrift für christliche Spiritualität. Begründet 1926 als Zeitschrift für Aszese und Mystik

Erscheinungsweise: vierteljährlich
ISSN 0016–5921

Herausgeber:
Zentraleuropäische Provinz der Jesuiten

Redaktion:
Christoph Benke (Chefredakteur)
Britta Konlechner-Mühl (Redaktionsassistentin)

Redaktionsbeirat:
Margareta Gruber OSF / Vallendar
Stefan Kiechle SJ / Frankfurt
Bernhard Körner / Graz
Edith Kürpick FMJ / Köln
Ralph Kunz / Zürich
Jörg Nies SJ / Stockholm
Andrea Riedl / Dresden
Klaus Vechtel SJ / Frankfurt

Redaktionsanschrift:
Pratergasse 9, A–1090 Wien
Tel. +43–(0)664–88680583
redaktion@geistundleben.net

Artikelangebote an die Redaktion sind willkommen. Informationen zur Abfassung von Beiträgen unter www.echter.de/geist-und-leben/. Alles Übrige, inkl. Bestellungen, geht an den Verlag. Nachdruck nur mit besonderer Erlaubnis. Werden Texte zugesandt, die bereits andernorts, insbesondere im Internet, veröffentlicht wurden, ist dies unaufgefordert mitzuteilen. Redaktionelle Kürzungen und Änderungen vorbehalten.

Der Inhalt der Beiträge stimmt nicht in jedem Fall mit der Meinung der Schriftleitung überein. Für Abonnent(inn)en steht GuL im Online-Archiv als elektronische Ressource kostenfrei zur Verfügung. Nichtabonnent(inn)en können im Online-Archiv auf die letzten drei Jahrgänge kostenfrei zugreifen. Registrierung auf www.geist-und-leben.de/.

Verlag: Echter Verlag GmbH,
Dominikanerplatz 8, D–97070 Würzburg
Tel. +49 –(0)931–660 68–0, Fax +49– (0)931–660 68–23
info@echter.de, www.echter.de

Visuelle Konzeption: Atelier Renate Stockreiter
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Bezugspreis: Einzelheft € 13,50
Jahresabonnement € 45,00
Studierendenabonnement € 30,00
jeweils zzgl. Versandkosten

Vertrieb: Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag. Abonnementskündigungen sind nur zum Ende des jeweiligen Jahrgangs möglich.

Auslieferung: Brockhaus Kommissionsgeschäft GmbH,
Kreidlerstraße 9, D–70806 Kornwestheim
Auslieferung für die Schweiz: AVA Verlagsauslieferung
AG, Centralweg 16, CH–8910 Affoltern am Albis

Diesem Heft liegt folgender Prospekt bei:
Flesch, Die Betroffenen, Echter Verlag
Wir bitten um Beachtung.

ePDF ISBN 978-3-4290-5264-5

**Edith Kürpick | Köln**

geb. 1967, Priorin der Monastischen Gemeinschaft
der Schwestern von Jerusalem, Köln, Beiratsmitglied
von GEIST & LEBEN

schwester.edith@jerusalemgemeinschaften.de

Zeitalter ohne Gottesglaube?

Das Museum Ludwig liegt nur wenige Schritte vom Kölner Dom entfernt. Beiden ist gemeinsam, dass sie jeweils – etwas überspitzt gesagt – eine Dauerleihgabe beherbergen. Dem Dom, so scheint es, ist als steinernem Sinnbild der Kirche das *depositum fidei*, der Glaubensschatz der Kirche, geliehen und anvertraut. Nebenan, im musealen Eingangsbereich, ist schon seit mehreren Jahren eine Hängeinstallation des chinesischen Künstlers Cai Guo-Qiang (* 1957) zu sehen. Die Dauerleihgabe trägt den Titel: „The Age of Not Believing in God – Zeitalter ohne Gottesglaube“. Ohne Fragezeichen am Ende. Natürlich sind beide *deposita* nicht vergleichbar. Die räumliche Nähe ihrer Beherbergung aber reizt zum Dialog.

Nur mit Mühe lassen sich die zehn am Museumshimmel schwebenden Holzskulpturen halbwegs identifizieren. Sie haben allesamt einen Transzendenzbezug: musizierende Engel oder andere beflügelte Götterboten, eine mehrarmige Hindu-Gottheit und ein ans Kreuz gehefteter Christus, alle massiv von unzähligen Bambuspfeilen übersät, wie es die christliche Ikonografie selbst vom Hl. Sebastian nicht kennt. Bis zur Unkenntlichkeit entstellt, schweben die Figuren halt- und ziellos durch den leeren Raum, scheinen sich zufällig zu begegnen oder sich voneinander abzuwenden. Welchen Glauben sie auch repräsentieren mögen – unterschiedslos sind sie alle der gleichen durchbohrenden Gewalt ausgesetzt. Hier wird der Zusammenfall der Gegensätze nicht mehr wie in der mittelalterlichen Philosophie in Gott selbst verortet, sondern schlichtweg im gemeinsamen Relevanzverlust aller Gottheiten und ihrer Religionen.

Woher diese stumme Gewalt kommt, wer die verwundenden Pfeile abgeschossen hat, wird nicht gesagt. Den mit den alttestamentlichen Psalmen Vertrauten aber ist das Bild nicht ganz unbekannt. Dort sind es einerseits die menschenverachtenden Gottlosen, die „Frevler, die den Bogen spannen; sie legen ihren Pfeil auf die Sehne, um im Dunkel auf die zu schießen, die redlichen Herzens sind“ (Ps 11,2). Doch kennt andererseits der leidende Betende auch eine noch abgründigere Erfahrung: Er sieht sich im Leid von Gott verlassen, nimmt ihn aus der Ferne

wahr als den unbegreiflichen Bogenschützen, der selbst „den Bogen spannte und mich hinstellte als Ziel für den Pfeil“ (Klgl 3,12); ja, „die Pfeile des Allmächtigen stecken in mir, mein Geist hat ihr Gift getrunken“ (Ijob 6,4). Der Mensch – hilflos und heillos Gott und den Menschen ausgeliefert.

Hier aber, im Museum, sind es die Symbole des Göttlichen selbst, die zwischen Himmel und Erde ausgespannt und genau in dieser Schwebelage durchbohrt werden. Anmaßend und respektlos, könnte man meinen, befremdend und auch ein bisschen skurril. Und dennoch, obwohl museal installiert, bleibt die Szene nicht ohne Resonanz bei Menschen, die im christlichen Glauben unterwegs sind und die hier, wie alle anderen Besucher(innen) auch, nach oben blicken und unweigerlich „auf den schauen, den sie durchbohrt haben“ (Joh 19,39). Denn unter allen anderen mit Pfeilen bespickten Skulpturen bleibt die Christus-Figur gerade in ihrer Entstellung auf seltsame Weise vertraut. Der Glaube, für den sie steht, bekennt einen Gott, der das Leid von innen her kennt, einen leibhaftigen Erlöser „voller Schmerzen, mit Krankheit vertraut“ (Jes 53,3), wie die Kirche mithilfe ihres alttestamentlichen Prophetenschatzes zu formulieren versucht. Dies aber gehört zum Kernbestand des christlichen *Depositum* und hat Konsequenzen für das menschliche Selbstverständnis. Denn in keiner Religion und keiner Glaubensüberzeugung stehen Gottes- und Menschenbild beziehungslos nebeneinander. Das eine bedingt das andere. Die Resonanz auf das eine ist, wenn auch oft unmerklich, von höchster Relevanz für das andere.

Vielleicht gilt dies in besonderer Weise für alle Formen von Leid und Gewalt. In welchem Kontext sie auch erlitten wird – eigene oder fremde Leid- und Gewalterfahrung fragt und schreit immer nach Sinn. Diese stumme Frage löst auch die Bildsprache der Installationskunst nicht auf, sondern provoziert sie geradezu. Hier ist – unerklärt – das Leiden im Raum der Transzendenz angekommen, ist das Göttliche, für das die Skulpturen stellvertretend stehen, selbst und direkt betroffen. Im Horizont des christlichen Glaubens öffnet sich so ein nie geahnter Resonanzraum, in dem der menschengewordene, leiderfahrene Gott sich mit-leidend dem verwundeten Menschen zuwendet und dessen Leid zu einem möglichen Ort seiner Offenbarung macht, ein Raum aber auch, in dem sich, umgekehrt, der bedrängte Mensch klagend und bittend, tastend und sich selbst übersteigend auf diesen Gott hin ausrichtet. Ein Resonanzraum schließlich, der den Blick schärft für fremdes Leid und gerade deshalb den Menschen wirklich finden und ihm nahekommen lässt, weil Gott in seinem Mit-Leiden gesucht wird.

Ist das von Pfeilen getroffene Symbol des Göttlichen nun Ausdruck und Konsequenz eines Zeitalters ohne Gottesglaube? Wie auch immer – die bohrende Frage nach dem Sinn geht mit durch alle Weltzeiten und -räume. Und noch etwas anderes bleibt: die unberechenbare Möglichkeit der Gottesbegegnung und die Freiheit zur glaubenden Lebensdeutung als anvertraute Dauerleihgaben. Nicht nur im Dom oder im Museum. In jedem Leben.

N

Nachfolge

R

L



Peter Steinbach | Mannheim

geb. 1948, Dr. phil., Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Mannheim, wiss. Leiter der zentralen Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin

polhist1@gmx.de

Gemeinsames Leben – angesichts des Todes

Der Tegeler Gefängnisgeistliche Harald Poelchau

Einer der bekanntesten deutschen Gefängnisgeistlichen unseres Jahrhunderts war der in Berlin-Tegel tätige Harald Poelchau.¹ Er gehört neben seinem katholischen Anstaltskollegen Peter Buchholz² zu den bedeutendsten deutschen Gefangenenseelsorgern³ im Deutschland der Diktaturen. Bis heute steht er unmittelbar vor den Augen mancher Zeitgenoss(inn)en, die ihm begegnet sind: vor allem Angehörige von Gefangenen oder jene Couragierten, die Poelchau bat, verfolgte Jüdinnen und Juden zu verbergen.

Wer immer über ihn spricht, betont Poelchaus Vitalität und Lebensfreude, seinen Mut und seine Entschiedenheit, ebenso wie seine beeindruckende und mitreißende Fröhlichkeit. Und natürlich ist immer wieder von den Menschen die Rede, die ihm bis zu ihrer Hinrichtung als Häftlinge anvertraut worden waren⁴. Er fragte nicht nach Konfession und Weltanschauung, sondern tat jedem dieser in ihrer Zeit „Geringsten“, wozu er sich verpflichtet wähnte. Jedem von ihnen stand er in seiner Zuverlässigkeit bei. Überhaupt hatte Poelchau Freude an menschlichen Begegnungen mit Andersdenkenden.

- 1 Vgl. H. Poelchau, *Die Ordnung der Bedrängten: Autobiographisches und Zeitgeschichtliches seit den 20er Jahren*. Berlin 1963.
- 2 B. Oleschinski, *Mut zur Menschlichkeit: Der Gefängnisgeistliche Peter Buchholz im Dritten Reich*. Königswinter 1991.
- 3 Zum Problem der Gefängniseseelsorge seit der Weimarer Republik vgl. B. Oleschinski, „Ein letzter stärkender Gottesdienst ...“. *Die deutsche Gefängniseseelsorge zwischen Republik und Diktatur 1918–1945*. Diss.phil. FU Berlin 1994.
- 4 H. Poelchau, *Die letzten Stunden. Erinnerungen eines Gefängnispfarrers*. Aufgezeichnet v. Graf Alexander Stenbock-Fermor. Berlin (Ost) 1949, 3. Aufl. Berlin (Ost) 1987.

Vertraut war mir Poelchau schon zu meinen Schülerzeiten, vor allem durch seine Verbindungen zum Kreisauer Freundeskreis um Helmuth James Graf von Moltke und Peter Graf Yorck von Wartenburg.⁵ Vielleicht spürte ich bereits damals, dass sich in Poelchaus Erlebnissen das unlösbare Dilemma des anständigen Menschen in der Diktatur greifen ließe: Er musste Zivilität und Gottestreue beweisen und war doch eingebunden in die Zwänge der Kooperation, tief verankert in die Strukturen furchtbarer Gefängnisse des nationalsozialistischen Staates.

Stationen eines Lebens

Harald Poelchau wurde am 5. Oktober 1903 in Potsdam geboren. Er wuchs in Schlesien auf, besuchte das humanistische Gymnasium Johanneum, eine Ritterakademie in Liegnitz. 1922 legte er die Reifeprüfung ab und studierte anschließend evangelische Theologie in Bethel, Tübingen, Marburg, Berlin und Breslau. 1927 legte er das erste theologische Examen in Breslau ab. Im April 1928 heiratete er die Württemberger Pfarrerstochter und Bibliothekarin am Statistischen Reichsamt Berlin Dorothee Ziegele. Zehn Jahre später wurde dem Ehepaar der Sohn Harald geboren. Das Vikariat absolvierte Poelchau im Berliner Domkandidatenstift. Gleichzeitig besuchte er die „Wohlfahrtsschule des Sozialpolitischen Seminars“ der Deutschen Hochschule für Politik zu Berlin. Hier legte er die staatliche Prüfung für Wohlfahrtspflege ab und erhielt 1930 seine staatliche Anerkennung als Wohlfahrtspfleger.

Von 1928 bis 1930 war Poelchau als Geschäftsführer der Deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen tätig; danach wechselte er als Hilfsassistent an das Philosophische Seminar der Universität in Frankfurt/M., wo er 1931 mit einer Arbeit über die „sozialphilosophischen Anschauungen der deutschen Wohlfahrtspflege“ cum laude promoviert wurde⁶. Erst anschließend schloss er auch seine theologische Ausbildung ab. Mitte Januar 1932 bestand er das zweite theologische Staatsexamen in Berlin mit einer Arbeit über die „christlichen sozial-ethischen Gesichtspunkte für evangelische Wohlfahrtspflege“. Knapp zwei Wochen später wurde er ordiniert.

Baltische und schlesische Wurzeln

Man hat zuweilen versucht, Harald Poelchau aus der Tradition seiner Familiengeschichte zu deuten. Dies ließ ihn zum Ausdruck der „geistigen und theologischen Kräfte“ werden, die sich in Kreisau als dem Zentrum einer „Erneuerung

5 Vgl. Ger van Roon, *Neuordnung im Widerstand: Der Kreisauer Kreis innerhalb der deutschen Widerstandsbewegung*. München 1967, 160ff.

6 Die Dissertation erschien als Dissertationsdruck Potsdam 1931, als eigenständige Veröffentlichung ein Jahr später.

des deutschen Gewissens und einer tragfähigen Kultur vereinigt“ hätten.⁷ Die Einflüsse der Eltern und Großeltern waren nicht unwichtig. In ihnen verkörperte sich etwas, das auch Poelchaus Leben beeinflusste: die Nähe zu Ostmitteleuropa und die Symbiose von Ethnien, die zusammenleben wollten und konnten und die erst unser Jahrhundert säuberlich scheiden sollte – eine Tragödie, die ihren Tiefpunkt in Auschwitz⁸ fand und die bis heute die Geschicke Europas bestimmt. Poelchau ahnte die Folgen dieses Wahns, denn er beobachtete die Scheidung der Ethnien, die unerbittliche Trennung, die gegenseitige Unverbindlichkeit nach der Scheidung der Gruppen. Das Baltikum war nicht nur der Raum seiner Herkunft, sondern das Spiegelbild der bevorstehenden und von manchen erahnten europäischen Tragödie.

Poelchaus Jugend spiegelte die innere Autonomie, die diesem zeitkritischen Spross eines protestantischen Pfarrhauses stets zueigen war, neben der Bindung, die aus den Traditionen folgte. Er empfand das Leben des Pfarrers im bäuerlichen schlesischen Brauchitschdorf als eine Art Verletzung der Gerechtigkeit. Er begriff nicht, weshalb sein Zimmer größer war als das seiner Spielkameraden, er verstand nicht, weshalb seine Eltern nicht auf den Acker gingen und dort mit den Händen arbeiteten, sondern stattdessen zwei Dienstboten beschäftigten.

Dieses Unbehagen begleitete ihn auch auf die Ritterakademie in Liegnitz, eigentlich ein humanistisches Gymnasium, wo er sein Abitur ablegte. Auch hier litt er unter der Einsamkeit und sprach in einem der überlieferten Lebensläufe sogar von Depressionen, die er überwinden musste. Erst später konnte er seine Einsamkeit positiv deuten. In den Zwanzigerjahren fand Poelchau zugleich aber auch den Weg in die christlich-freideutsche Jugendbewegung, in Bibelkreise, die sich romantisierende Namen – „Liegnitzer Kreuzfahrer“, „Bund der Königer“ etwa – zugelegt hatten.

Theologie studierte Poelchau nicht aus Neigung, sondern seinem Eingeständnis zufolge, weil er „nach Waffen“ suchte auf dem Felde des Generationskonflikts mit seinem Vater. Der Vater hätte ihm den Beginn des Studiums in dem als liberal geltenden Marburg wohl nicht erlaubt, sondern drängte auf ein Studium in Bethel. Poelchau hatte das Christentum bis dahin „nur als depressive Reflexion erfahren“. Entscheidend geprägt wurde er nun durch Bodelschwingh, der seine Heil- und Pflegeanstalt für Epileptiker fest mit der Kirchlichen Hochschule Bethel verbunden hatte. „Leid, wirkliches Leid ist das Gegenteil von Depression“, deutete Poelchau später die Erfahrung „tätiger Hilfe im Leid“ in Bethel.

7 F. W. Euler, *Harald Poelchau*, in: Moltke-Stiftung (Hrsg.), *Die Herkunft der Mitglieder des Kreisauer Kreises*, in: Moltke-Almanach I. Berlin 1984, 128.

8 In diesem Zusammenhang ist die Begründung eines Urlaubs bemerkenswert, den Poelchau am 07.01.1952 beantragte, um nach Auschwitz zu fahren: Er wolle dort einem Treffen „in der kirchlichen Mitverantwortlichkeit für das dort an den Juden verübte Unrecht beiwohnen“.

Poelchau reiste in dieser Zeit durch Lettland, übrigens nicht nur, um das Land kennenzulernen, sondern auch, um Dollars zu verdienen – 10 \$ waren das finanzielle Resultat einer Reise. Zehn Dollar – das war in den Hochinflationszeiten ein Vermögen, ausreichend für Schuhe, Anzug und Lebensunterhalt des Studenten. Das Mussolini-Jahr 1922 erlebte Poelchau als Fußwanderer in Italien. Er wanderte zunächst bis Genua und schlug sich von dort bis Rom durch. Hier festigte sich ein starkes Interesse an der Kunstgeschichte.

Politisches Bewusstsein

Später wurde es finanziell wieder enger für ihn. Nun verdiente er für seinen Unterhalt als Werkstudent von Bosch das nötige Geld. Bald arbeitete er auch an der von Paul Tillich geprägten Zeitschrift *Blätter für religiösen Sozialismus* und an den *Neuen Blätter für den Sozialismus* mit. Den Ausgang der Gemeindewahlen der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union vom 13.11.1932 deutete er als eine Gefährdung der Rolle der Kirche, „ein Hort der Verfolgten und Unterdrückten und ein Schutz der persönlichen Gewissensfreiheit zu sein“. Er befürchtete, die Protestanten könnten sich nun „mehr denn je der politischen Reaktion zur Verfügung (...) stellen.“⁹ Poelchau machte die Konturen jenes Konfliktes sichtbar, der ein Jahr später die Evangelische Kirche in Preußen und im Reich herausforderte, indem er nicht nur auf die sich gegenüberstehenden Gruppen verwies, sondern vor allem dem „Teil der politisch indifferenten ‚kirchlich-Unpolitischen‘“ eine wichtige Rolle zuschrieb: „Es gilt darauf zu achten, daß die Kirche beim Wort genommen und gezwungen wird, alle ihre Entscheidungen gemäß ihrer Ideologie und nicht der politischen zu fällen.“¹⁰

In einem gleichzeitig erschienenen größeren Literaturbericht setzte sich Poelchau mit den politischen Konsequenzen damaliger protestantischer Theologie auseinander.¹¹ Dabei kam er zu dem Ergebnis, dass in vielen der von ihm beleuchteten Arbeiten „konservative Tendenzen“ zutage träten. „Volk und Rasse“ stünden im Mittelpunkt, nicht aber „Wirtschaft und Klassenkampfsituation“. Poelchau wandte sich entschieden gegen die völkisch geprägte Vorstellung von einem „positiven Christentum“ und fordert den Protestantismus auf, sich gegen die „Metaphysizierung der Religion und des Staates (zu) wehren.“¹² Seine Auseinandersetzungen mit der politisch geprägten Theologie fanden allerdings zu einem denkbar späten Zeitpunkt statt. Poelchau war damals 29 Jahre alt. Seine frühe damalige Eindeutigkeit ist bemerkenswert.

9 H. Poelchau, *Zum Einbruch der Nationalsozialisten in die Körperschaften der evangelischen Kirche*, in: *Neue Blätter für den Sozialismus* 3 (1932), 666.

10 Ebd., 667.

11 H. Poelchau, *Politische Theologie?*, in: *Neue Blätter für den Sozialismus* 3 (1932), 650–657.

12 Ebd., 656.

Sozialarbeit

Nach seinem ersten theologischen Examen war ihm nur als möglich erschienen, in einem ganz handfest karitativen Bereich zu arbeiten. Tillich schickte Poelchau nach Berlin. Hier schloss sich der Besuch der Wohlfahrtsschule bei dem berühmten Carl Mennicke und der Berliner Hochschule für Politik an, im Berlin der Weimarer Republik ohne allen Zweifel eine der wichtigsten politischen Experimentierstellen dieser Stadt. Insofern lässt es sich nur als Bemühung um eine weitere politische und soziale Option deuten, wenn Poelchau 1928, zu Beginn der großen Weltwirtschaftskrise, die sich zur Gesellschaftskrise auswuchs, sein Examen als Sozialarbeiter ablegte. Zwei Möglichkeiten praktizierter Mitmenschlichkeit und Nächstenliebe boten sich damit. Als er wenige Wochen später für zwei Jahre die Geschäftsführung der Deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfe übernahm, handelte es sich um den Versuch, zwei Neigungen zu verbinden und zugleich eine Option offenzuhalten.

Assistent bei Paul Tillich

1930 bot sich eine neue Chance. Poelchau konnte an die neue und kurz nach ihrer Gründung bereits glänzende Universität Frankfurt wechseln, genauer: in eine Assistenz bei Paul Tillich, der damals an der weithin ausstrahlenden jungen städtischen Frankfurter Universität lehrte, um seine Dissertation über „die sozialphilosophischen Grundlagen der deutschen Wohlfahrtsgesetzgebung“ zu vollenden. Poelchau wurde 1932 mit einer Studie über „Das Menschenbild des Fürsorgerechts“ promoviert. Sie ist bis heute nicht nur grundlegend, sondern lesbar und lässt sich als Zugang zum politischen Menschenbild der Zeitgenossen derjenigen verstehen, die in der Weimarer Republik eine positive Möglichkeit, nicht aber nur ein System sahen.

Die wissenschaftliche Erstlingsarbeit zeigt einen Grundzug, der Poelchaus Charakter stets prägte: Er dachte nicht in Gegnerschaften und bestimmte sich schon gar nicht durch diese, sondern er konnte seine Entscheidungen positiv, im Eintreten für etwas, vor sich und anderen begründen. Deshalb strebte er zunächst in die Innere Mission, denn er wollte persönlich helfen. Er sah in keinem Menschen jemals den Gegenmenschen, sondern stets seinen Mitmenschen, also jemanden, der ihm geben, der ihn bereichern konnte.

Gefängnisseelsorge

Nach dem Abschluss der akademischen Ausbildung engten sich die Optionen – Seelsorger, Sozialpolitiker, Sozialarbeiter – rasch ein. Mitte Februar 1932 bewarb sich Poelchau als Gefängnisseelsorger, stellte sich kurz vor Weihnachten beim Strafvollzugsamt vor und trat so im Jahr der nationalsozialistischen Machtergreifung seinen Dienst in Tegel an, zunächst probenhalber, seit dem 1. Juli 1933